



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 16. August 1908

(Die Monarchenbegegnungen in Cronberg und Ischl. Die Frage der englisch-deutschen Annäherung. Aus der sozialdemokratischen Partei.)

Die Monarchenbegegnungen der letzten Woche haben Anlaß zu mancherlei Kommentaren gegeben, darunter auch zu solchen, die auf das kurze Gedächtnis der modernen zeitunglesenden Welt spekulieren. Man nimmt die Meise an, als habe man vorher unter schwer herabhängenden Gewitterwolken gestanden, aus denen jeden Augenblick der Blitz herniederfahren könne, während jetzt plötzlich das ganze Gewölk durch einen erlösenden Windstoß verjagt sei und der blaue Himmel wolkenlos über uns lache. Zu den Superlativen, die wir dieser Tage in manchen Schilderungen der Lage reichlich verwandt gesehen haben, vermögen wir uns nun freilich nicht aufzuschwingen. Gerade weil wir die landläufigen Vorstellungen von der „Einkreisungspolitik“ König Eduards niemals geteilt haben — weil wir uns nie vorstellen konnten, daß ein großes Weltreich mit einer Verfassung, wie sie England hat, seine Politik durch seinen König nach einem offenbar törichtem, von persönlicher Rankline eingegebenen System führen lassen sollte — weil wir wußten, daß König Eduard als der kluge Staatsmann, der er jedenfalls ist, niemals die ihm bei uns vielfach angedichtete Politik treiben konnte —, darum vermögen wir auch nicht daran zu glauben, daß die Monarchenbegegnungen in Cronberg und Ischl das Antlitz der Weltlage wesentlich verändert haben. Trotzdem verzeichnen wir die Zusammenkunft, besonders die in Cronberg, mit Genugtuung als ein erfreuliches Symptom, als eine Bestätigung von Verhältnissen, die den Eingeweihten zwar nicht unbekannt und neu waren, deren öffentliche Bekundung jedoch zurzeit wertvoll genug ist. Es ist bekannt genug, daß die persönlichen Beziehungen zwischen König Eduard und Kaiser Wilhelm eine Zeit lang viel zu wünschen übrig ließen, indessen diese Verstimmungen liegen geraume Zeit hinter uns, und die jetzige Zusammenkunft in Cronberg hatte doch schon einige Vorläufer gehabt. Aber es besteht in der öffentlichen Meinung die Neigung fort, gewisse Spannungen, die in der auswärtigen Lage von Zeit zu Zeit entstehen, mit persönlichen Verstimmungen in Verbindung zu bringen, und deshalb läßt sich nicht leugnen, daß schon die einfache Bekundung, daß zwischen den Herrschern zweier großer Reiche persönlich herzliche Beziehungen bestehen, einen gewissen Wert hat. Auch darf man nicht übersehen, daß das nahe verwandtschaftliche Verhältnis zwischen Kaiser und König immerhin eine gewisse Rolle spielt, da das Unterbleiben einer Begegnung leicht eine andre Deutung hervorruft, als man sie der Lage geben würde, wenn solche verwandtschaftlichen Beziehungen nicht bestünden. Endlich sind die Monarchenbegegnungen ein positives Zeugnis dafür, daß Schwierigkeiten, die eine persönliche Aussprache der Herrscher nicht wünschenswert erscheinen lassen könnten, zurzeit nicht vorhanden sind. Denn es wäre leicht gewesen, die Zusammenkunft zu vermeiden, wenn irgendwelche politischen Gründe dagegen gesprochen hätten. So aber konnte die Anregung von König Eduard ausgehen, und Kaiser Wilhelm änderte bereitwillig seine Reise-dispositionen.

Was den Wunsch König Eduards betrifft, mit seinem kaiserlichen Neffen zusammenzutreffen, so will es uns scheinen, als ob es die natürliche Folgerung aus der Tätigkeit ist, die der König in den letzten Jahren entfaltet hat. Diese Tätigkeit ging dahin, durch persönlichen Einfluß die Politik Englands im Sinne einer neuen Orientierung zu unterstützen, die durch die veränderte Weltlage notwendig geworden war. Die englische Politik mußte dabei eine Reihe von Verständigungs-

aktionen unternehmen, die den Eindruck erwecken konnten und tatsächlich erweckt haben, als solle Deutschland gewissermaßen aus den Entscheidungen der europäischen Politik ausgeschaltet werden. Kundige englische Staatsmänner, darunter gewiß der König selbst, mußten wissen, daß eine solche Ausschaltung Deutschlands weder möglich noch im englischen Interesse sei. Es konnte ihnen ferner nicht entgehen, daß sie, um an ihre nächsten Ziele zu gelangen, gewissen deutschfeindlichen Strömungen in verschiedenen Ländern Nahrung zugeführt hatten, daß aber das Überhandnehmen dieser Strömungen nur dahin führen konnte, England selbst in Verlegenheiten zu bringen, ihm die Herrschaft über die Situation in verschiedenen wichtigen Fragen wieder aus der Hand zu nehmen und unberechenbare Entwicklungen herbeizuführen, die alles mühsam Gewonnene wieder in Frage stellten. Für die englische Politik war es in ihrem eignen Interesse die höchste Zeit, die Gefahr einer programmwidrigen Spannung zwischen Deutschland und England zu beseitigen, und da es dem König Eduard nicht unbekannt sein kann, daß er bei uns als der alleinige spiritus rector der Politik Großbritanniens gilt — oft allerdings in einem Sinne, der für den Kenner englischer Verhältnisse etwas Komisches hat —, so war die von ihm persönlich ausgehende Anregung einer Begegnung mit dem Kaiser und im Anschluß daran die Ankündigung eines Besuches in Berlin im nächsten Winter ein geschickt gewähltes Mittel, um die Bemühungen für eine Verminderung der seit der Ankündigung der Revaler Reise und Fallières Besuch in London scheinbar wieder verstärkten Spannung zwischen England und Deutschland einzuleiten.

In Wirklichkeit ist dieses Nachlassen der Spannung in der europäischen Lage schon ohne Zutun des englischen Herrschers vorher eingetreten. Wie wir früher auseinandergelegt haben, hatte die englisch-russische Verständigung in Sachen der mazedonischen Frage und des nahen Orients überhaupt mancherlei Besorgnisse hervorgerufen, weil sich reichliche Konfliktstoffe darin bergen. Nun erwies es sich freilich sehr bald, daß es nicht Englands Absicht war, die Dinge auf die Spitze zu treiben, daß vielmehr Sir Edward Grey's Vorschläge nur Mittel zum Zweck gewesen waren, nämlich einmal, um einheimischen Strömungen, die sich für Freiheit und Reformen in der Türkei begeisterten, gefällig zu sein, sodann, um mit Rußland in nähere Fühlung zu kommen und die Abschwenkung Englands von der alten traditionellen Meerengenpolitik und der frühern Interessensolidarität mit der Türkei augenfällig zu machen. Die Verfassungsbewegung in der Türkei hat dann allen beteiligten Mächten die willkommene Handhabe gegeben, sich vorläufig zurückzuziehen. Jetzt kann die Türkei zunächst einmal selbst zeigen, was sie mit Hilfe der neuen freiheitlichen Staatsform zu leisten vermag; die europäischen Mächte sehen aus einiger Entfernung zu. Das ist der gegebne Augenblick, wo die allgemeine Stimmung nach Beruhigung und Klärung verlangt, und das ist auch in Cronberg zum Ausdruck gekommen. Als ein Volk, das immer aufrichtig gesonnen ist, friedlich seinen Weg zu gehn, wenn es in Frieden gelassen wird, freuen wir Deutschen uns dieser Wendung, ohne sie zu überschätzen.

Es kann vielleicht auffallen, daß die englische Presse die Begegnung ihres Königs mit unserm Kaiser besonders gefeiert und ihr eine Bedeutung beigelegt hat, die wir nicht ganz darin zu erkennen vermögen, so befriedigt und erfreut wir auch darüber sein mögen. Ein Teil dieser englischen Begeisterung ist vielleicht auf eine Art von Gewohnheit zurückzuführen. Es entspricht einem Herkommen, bei solchen Gelegenheiten den Mund etwas voller zu nehmen, als es in gewöhnlichen Zeitläuften zu geschehen pflegt. Nebenbei scheint es jedoch, als ob der Wunsch nach einer Annäherung an Deutschland und einer Beseitigung der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Empfindlichkeiten, Gefäßigkeiten und Anfälle von Mißtrauen in

England an Umfang gewonnen hätte. Wir sind auch der Meinung, daß eine solche Entwicklung nicht ausbleiben kann. Viel ist in den letzten Jahren geschehn, um die beiden Völker einander näher zu führen, sodaß sie sich besser kennen lernen, und es sind bereits sichtbare Wirkungen davon festzustellen. Freilich bleibt immer noch ein großer Rest von Vorurteilen zu überwinden. Und hierbei scheint es, als ob man neuerdings in England auf einem nicht ganz richtigen Wege ist. Gegenstand des Mißtrauens ist für die Engländer nach wie vor in erster Linie der Bau der deutschen Kriegsslotte. Man bildet sich nun einmal ein, Deutschland vergrößere seine Flotte im Hinblick auf die Möglichkeit eines Konflikts mit der britischen Seemacht und Weltstellung. Und deshalb knüpft sich der Gedanke einer deutsch-englischen Annäherung immer wieder an die Vorstellung, Deutschland müsse zur Beseitigung der britischen Bellemungen dadurch beitragen, daß es sich den Vorschlag einer vertragsmäßigen gegenseitigen Abrüstung zur See zugänglich zeige. Wir bauen aber gar keine Flotte gegen England, sondern wir bauen sie, um unsre Kriegsrüstung zur See in Einklang zu bringen mit der Entwicklung unsrer Handelsflotte und dem Wert und Umfang unsrer überseeischen Interessen. Da sich diese Interessen ganz unabhängig von unsern Beziehungen zu England entwickelt haben, so können wir auch nicht die Maßregeln, die wir zum Schutz unsers Handels und unsrer überseeischen Beziehungen für notwendig halten, einer einzelnen auswärtigen Macht zuliebe einschränken, und auch in einer Beschränkung der Seerüstungen Englands würde nichts liegen, was uns als Entgelt für unsern Verzicht erscheinen könnte. Wir unsrerseits rechnen vielmehr so sehr mit der relativ unveränderten Machtstellung Englands zur See auch in Zukunft, daß wir gar nichts dagegen haben, wenn England für jedes deutsche Kriegsschiff, das neugebaut wird, zwei neue englische auf Stapel legt. Wir können das nicht ändern und erkennen grundsätzlich an, daß England für seine Sicherheit tut, was es vermag und für gut hält. Aber wir können von dem gleichen Recht für uns nicht abgehn.

Einen tiefen Eindruck hat im Auslande unstreitig die Bewegung hervorgerufen, die durch das Unglück des Grafen Zeppelin verursacht worden ist. Die Nationalspende, die ins Werk gesetzt worden ist, nimmt ihren erfreulichen Fortgang und zeigt, wie eine nationale Sache mit einem Schlage alle Zwietracht und Kleinlichkeit bei uns hinwegsetzt, wenn der rechte Anstoß gegeben ist. Das ist eine Beobachtung, die mancher mißgünstigen Spekulation unsrer Feinde einen argen Stoß versetzt hat.

Man hat sich in letzter Zeit wieder viel mit der sozialdemokratischen Partei beschäftigt, weil zwei große süddeutsche Landesorganisationen, in Bayern und Baden, in einer wichtigen grundsätzlichen Frage, der Budgetbewilligung, den Weisungen der Gesamtleitung der Partei und dem bisher stets geübten Brauch entgegengehandelt haben. In Baden zuerst haben die Sozialdemokraten bei der Schlußabstimmung das Budget in seiner Gesamtheit bewilligt, und in Bayern haben sie dasselbe getan, noch dazu einschließlich des Etats für das Heer. Diese unerhörte Rezeret hat natürlich den ganzen Born der Parteileitung und des Zentralorgans der Partei erregt. Daraus schließen viele, daß es auf dem bevorstehenden Parteitage in Nürnberg wieder eine so gepfefferte und gesalzne Auseinandersetzung geben wird wie einst in Dresden. Wir können es abwarten. Eine extreme Partei, die ihre größte Kraft aus der völligen Verneinung alles Bestehenden gezogen hat, wird, solange sie im Stadium des Wachstums ist, leicht derartigen Schwankungen unterliegen. Die bloße Verneinung verträgt auf die Dauer kein Mensch. Wenn die Umstände danach sind, wird ihn der Trieb, sich irgendwie positiv zu betätigen, mächtig erfassen. In Süddeutschland ist man überhaupt nicht geneigt, Gegensätze, über die man sich vielleicht mit großer Leidenschaft und Hitze streitet, in der praktischen Ausführung tragischer zu nehmen, als unbedingt nötig ist. Es ist eine alte Erfahrung, daß, wenn es in Norddeutsch-

land hauptsächlich rote Sozialdemokraten gibt, es in Bayern auch weiß-blaue und in Baden rot-gelbe gibt. Daraus Schlüsse auf den Charakter der Führung der Partei, auf die Möglichkeit einer Mauserung oder gar Spaltung ziehen zu wollen, scheint uns verfrüht. Denn vorläufig sehn wir noch keine rechte Veranlassung für die Erwartung, daß der extreme, intransigente Charakter der Partei mit ihrer gänzlich ablehnenden Haltung gegenüber dem ganzen bürgerlichen Staats- und Gesellschaftsleben fallen gelassen werden sollte. Diese Methode hat ihre Kraft, die Massen hinzureißen, noch nicht erschöpft. Das wissen die um Bebel ganz genau, und sie werden fortfahren, den Revisionismus mit aller Wucht ihres demagogischen Pathos niederzuhalten. Aber wir glauben nicht einmal, daß sie das Dresdner Schauspiel wiederholen werden. Die Rechnung wurde damals ein bißchen zu hoch. Gewiß wird auch für die Sozialdemokratie, wie für jede politische Utopie, einmal die Stunde schlagen, wo weder der Fanatismus eines Bebel noch revisionistische Kompromisse mit radikal-bürgerlichen Anschauungen den innern Zusammenbruch aufhalten können. Aber dieser Zusammenbruch hängt nicht so sehr davon ab, daß die Massen eines Tages aus dem Taumel ihrer Parteihoffnungen mit mehr oder weniger Kagenjammer erwachen, als davon, daß die bürgerlichen Parteien in positiver sozialer Arbeit die moderne Gesellschaft so ausbauen, daß sie auch für den gewerblichen Arbeiter wohnliche Räume bietet. Denn der Arbeiter hat auch heute noch trotz vieler segensreichen sozialen Einrichtungen das Gefühl, daß er in dem heutigen Staats- und Gesellschaftsbau nicht recht zu Hause ist. Solange das so ist, werden die unangenehmen Erfahrungen, die er im sozialdemokratischen Parteilieben macht, immer nur halbe Wirkungen ausüben. Erst wenn der Arbeiter innerhalb des modernen Staats und seiner Einrichtungen Raum für die Betätigung seines Klassenbewußtseins findet, wird er für das Utopische der sozialdemokratischen Theorie überhaupt erst sehend werden.

Koloniale Rundschau

Berlin, 18. August 1908

Dernburgs Fahrt nach Südwest geht jetzt nicht mehr in dem Maße unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich wie während seines Aufenthalts in Britisch-Südafrika. Was wir jetzt erfahren, hat einigermaßen Hand und Fuß, während man bei den frühern brockenweisen Nachrichten, die uns der Draht und die englische Presse vermittelte, immer das fatale Gefühl hatte, auf einen Unsinn hereinzufallen. Immerhin ging aus allem mit hinreichender Deutlichkeit hervor, daß Dernburg mit dem Gedanken einer deutsch-englischen Interessengemeinschaft in Südafrika, die zunächst in einem Anschluß der gegenseitigen Eisenbahnen einen praktischen Ausdruck finden sollte, keine Gegenliebe gefunden hat. Darüber können wir uns trösten und ruhig abwarten, denn die Sache hat für uns weiter keine Eile. Vorläufig haben wir mit dem wirtschaftlichen Ausbau unsrer Kolonie genug zu tun. Trotz aller offiziellen Liebenswürdigkeit scheint von englischer Seite doch die Informationsreise unsers Kolonialsekretärs mit tiefem Mißtrauen verfolgt worden zu sein. Es ist komisch, die sonst so nüchternen und praktischen Engländer verlieren sofort die Besinnung und bekommen die wunderlichsten Einfälle, wenn sie die gefürchtete deutsche Konkurrenz von ferne wittern. Da hat sich Dernburg anscheinend mit einigen maßgebenden Persönlichkeiten des neuen holländisch-burischen Regimes gut unterhalten und ist nebenbei auch auf eine so hochpolitische Sache wie die Frage der Abtretung der Balfischbai zu sprechen gekommen. Sofort findet es der Standard auffällig, daß Dernburgs Besuch in Britisch-Südafrika ausgerechnet mit der Einrichtung holländischer Regierungen in drei britisch-südafrikanischen Kolonien zusammenfalle, und Dernburg hinreichend verdächtig, daß er eigens nach Südafrika

gekommen sei, um mit dem holländischen Element in Südafrika zum Schaden der britischen Interessen Fühlung zu gewinnen. Auf solche Hundstagsphantasien näher einzugehn, können wir uns um so mehr sparen, als wir den einzig richtigen Standpunkt der deutschen Politik in Südafrika in den letzten Nummern schon präzisiert haben. Item: wir denken nicht daran, uns durch engere Attachierung an das holländische Element in Südafrika eine Nute aufzubinden. Wir betrachten unser Verhältnis zu Südafrika als eine rein wirtschaftliche Frage, und die Engländer werden gut tun, uns gegenüber dasselbe zu tun, so werden sich die gemeinsamen Interessen leicht finden.

Nun aber doch noch ein paar Worte über die unerfreuliche Ursache dieses Seitenprungs in die hohe Politik, die Walfischbai, die nachgerade ein ebenso unentbehrliches Requisit der Hundstage geworden ist wie die Seeschlange. Hand aufs Herz: in England hat man von allem Anfang an, das ist klar, den Besitz der Walfischbai als eine bewußte Provokation gegen Deutschland betrachtet, als einen netten Pfahl im Fleische der deutschen Kolonie, sonst würde man dort nicht mit solcher Zähigkeit an diesem für England im Grunde unbequemen und teuern Besitz festhalten und sofort empört aufschreien, wenn eine Abtretung auch nur angedeutet wird. Wohlverstanden, wir empfinden diese Provokation nicht als solche, sie ist ein Versuch am untauglichen Objekt. Aber warum soll man den Engländern nicht dieses unschuldige Vergnügen lassen? Wir brauchen die Walfischbai ja nicht. Für uns ist sie nur ein kleiner Schönheitsfehler auf der Karte, genau wie die Roastbeef-, die Plumpudding- (wenigstens dem Namen nach echt englische) Inseln an unsrer Küste. Jedenfalls denken wir nicht daran, uns die Beseitigung dieses Schönheitsfehlers Geld kosten zu lassen. Das können wir in Südwest vorläufig anderweit besser gebrauchen.

Mittlerweile ist Dernburg in Deutschsüdwest angekommen, und wir wollen ihm dorthin folgen. Seine erste Großtat dort war die feierliche Eröffnung der Eisenbahn von Lüderixbucht nach Keetmannshoop, die von der bewährten kolonialen Eisenbahnbaufirma Venz & Co. pünktlich fertiggestellt und dem Verkehr übergeben worden ist. Von Kennern, die sie schon gesehen haben, wird versichert, daß wir auf diese Bahn stolz sein können. Die Baufirma hat dafür gesorgt, daß der Verkehr schon recht lebhaft pulsiert, und daß er sofort die notwendigen Hilfsmittel, Unterkunftsräume, Lagerräume und dergleichen in gefälliger praktischer Aufmachung, und was in Südwest besonders wichtig ist, Wasser in genügender Menge vorfindet. Der Besiedlung steht also nichts mehr im Wege, und wenn es sich die Regierung nun angelegen sein läßt, daß den Ansiedlungslustigen tatkräftige Unterstützung zuteil wird, so ist zu hoffen, daß sich nun auch der so schwer heimgesuchte südliche Teil der Kolonie in gesunder Weise entwickeln wird. Wie es scheint, ist neuerdings nun auch dafür gesorgt worden, daß nur noch deutsche Ansiedler zugelassen werden. Der Wetterwinkel der Kolonie freilich, der äußerste Süden, ist vorläufig noch mit Vorsicht zu behandeln. Es fehlt dort noch an der notwendigen Sicherheit. Mit dem im Gang befindlichen Ausbau der Bahn nach Süden, Seeheim-Kalkfontein-Warmbad, wird sich aber wohl eine scharfe Kontrolle der Grenze, namentlich auch des Dranjeflusses ermöglichen lassen. Dazu ist aber notwendig, daß die Schutztruppe nicht allzusehr verringert wird, solange nicht die neugebildete, nur 700 Mann starke Landespolizei verstärkt ist. Was falsche Sparsamkeit hinterher kosten kann, dafür ist uns die soeben eröffnete Eisenbahn Lüderixbucht-Keetmannshoop ein warnendes Exempel. Hätte der Reichstag diese Bahn ein Jahr früher bewilligt, so hätte uns der Aufstand beiläufig 30 Millionen weniger gekostet, abgesehen von den vielen Menschenleben. Dem Reichstage zur Beachtung und Danachachtung!

Inzwischen hat uns Dernburg eine freudige Überraschung bereitet und eine Hoffnung erfüllt, der wir in der letzten Rundschau Ausdruck gegeben hatten. Er hat in der Eingebornenpolitik einen andern Standpunkt eingenommen, indem er die von uns mehrfach besprochenen Vindequitschen Eingebornenverordnungen bestätigt hat. Da er vor kurzem noch ihre Milderung oder Aufhebung für notwendig hielt, so hat er sich also eines Bessern besonnen und wird damit in Südwest volle Zustimmung finden. Es ist wohl anzunehmen, daß die unsympathischen Zustände, die durch die verkehrte englische Eingebornenpolitik in Südafrika geschaffen worden sind, auch Dernburg zum Bewußtsein gekommen sind und ihm gezeigt haben, wohin wir steuern. Wir können nur hoffen, daß diese Erkenntnis den Staatssekretär vollends auf den einzig richtigen Standpunkt hinüberleiten wird, daß wir zwar für das Wohlergehen der Eingebornen die nötigen gesetzlichen Garantien schaffen müssen, für ihre gesundheitliche und kulturelle Hebung, daß wir sie schützen müssen vor Ausbeutung und schlechter Behandlung, daß wir aber andererseits, entsprechend dem Charakter und der Weltanschauung des Neger, den Eingebornen mit fester Hand das Bewußtsein beibringen müssen, daß wir die Herren sind, und daß unbedingte Anpassung an unsere Wünsche auch zu ihrem eignen Besten ist. Für Südwest soll diese Politik maßgebend sein, und hoffentlich wird sich auch in der Verwaltung der andern Kolonien die Änderung in den Anschauungen des Staatssekretärs geltend machen. Namentlich möchten wir sie für Ostafrika wünschen.

Auch sonst läßt sich der Besuch Dernburgs in Südwest recht vorteilhaft für die Kolonie an. Die Selbstverwaltung ist ganz nach den Wünschen des Gouvernementsrats genehmigt worden, und hoffentlich bleibt es dabei, damit unsere Landsleute unbehindert durch allzu große Lasten über die nächsten Übergangsjahre wegkommen. In Swakopmund und Lüderiksbucht wird jetzt eine Handelskammer, in Windhuk eine Landwirtschaftskammer ins Leben gerufen, daneben ein Kreditinstitut, das hoffentlich die Regierung recht leistungsfähig gestaltet.

Überhaupt gehts in Südwest recht hübsch vorwärts. Auch die Ovambofrage geht ihrer Lösung entgegen, und es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß schon in der nächsten Zeit an die Erschließung dieses reichen Gebiets gegangen werden kann. Bekanntlich teilen wir uns dank der früher üblich gewesenen verständnislosen kolonialen Abgrenzungspolitik mit den Portugiesen in das Ovamboland. Die Portugiesen hatten nun in den letzten Jahren viel unter Unruhen im Ovamboland zu leiden. Nach mehrfachen empfindlichen Schlappen gelang es ihnen nun im verflossenen Jahre, die Ovambos endgiltig niederzuwerfen und auch die am Kampf mit den Portugiesen beteiligt gewesenen deutschen Ovambos derart einzuschüchtern, daß sich diese plötzlich auf den früher angenommenen deutschen Schutz besannen und in Windhuk unsere Hilfe gegen die Portugiesen erbaten, die ihnen natürlich bereitwilligst zugesagt wurde, denn einerseits sind die Portugiesen sehr zufrieden, wenn wir endlich das deutsche Ovamboland militärisch besetzen, andererseits hatten wir schon lange peinlich empfunden, daß das Ovamboland nur auf dem Papier uns gehörte. Die Sache hatte aber einen Haken. Zwischen unserer nördlichen Station Namutoni und den hilfesuchenden Ovambostämmen saß ein uns feindlicher Ovambohäuptling, der alte Rechale, der nicht mittun wollte und drohte, eine größere Truppenabteilung feindlich zu empfangen. Da uns nun an einem neuen „Orlog“ gar nichts liegen kann, um so weniger als die Ovambos, die sich als Sachsengänger fortgesetzt in großer Zahl zur Arbeit am Bahnbau und in den Kupferminen meldeten, als Arbeiter jetzt unentbehrlicher als je sind, so machte man in Windhuk gute Miene zum bösen Spiel und beschränkte sich darauf, den bekannten Hauptmann Franke, eine Respektperson bei den Eingebornen, in kleiner Begleitung zu

den Ovambos zu senden. Kaum war dieser dort angekommen, so starb gerade zur rechten Zeit unser Feind Nechale, und sein deutschfreundlicher Bruder kam ans Ruder. Nun hatte Franke gewonnenes Spiel und verständigte sich unschwer mit den fünf deutschen Ovambohäuptlingen, die sich bedingungslos unterwarfen. Jetzt heißt es, das Eisen schmieden, solange es heiß ist, und schleunigst Militärstationen anlegen. Sind wir erst im Lande, so werden sich die Ovambos, durchweg fleißige sesshafte Ackerbauer, ohne weiteres mit unsrer Herrschaft abfinden. Sie werden als vernünftige, wirtschaftlich tätige Menschen bald ihren Vorteil merken, wenn sie von der seitherigen despotischen Gewalt ihrer Häuptlinge nach und nach befreit werden. Und für die Wirtschaft unsrer Kolonie bedeutet das Ovamboland einen sehr wertvollen Zuwachs.

Von den andern Kolonien ist im Augenblick nicht viel zu sagen. In Kamerun ist eine Kopfsteuer für die Eingebornen, soweit sie durchführbar ist, eingeführt worden. Diese Steuerform hat im Gegensatz zur Hüttensteuer, wie wir sie in Ostafrika haben, den Vorteil, daß durch sie die erwerbsfähigen Individuen in größerem Umfange zur Besteuerung herangezogen werden können. Sie wirkt also gerechter als die Hüttensteuer, die eigentlich nur die Familienväter, nicht die unverheirateten jungen Leute erfaßt.

In Togo soll die bereits bestehende Kopfsteuer progressiv ausgestaltet werden. Farbige Handlungsgehilfen, die mehr verdienen als Arbeiter, sollen entsprechend stärker herangezogen werden. Wir werden darauf in nächster Zeit eingehender zurückkommen.

Alles in allem genommen hat also der letzte Monat auf kolonialem Gebiete mancherlei erfreuliche Fortschritte gebracht.

Rudolf Wagner

Die Konfessionen im Spiegel der Dichtung. In Form einer Novelle, die ihren Stoff aus dem mittlern, zu höherer Bildung strebenden Beamtenstande nimmt, schildert Rudolf Hammon, der als protestantischer Pfarrer in einem konfessionell gemischten Gebiete Süddeutschlands die Verhältnisse genau kennen gelernt hat, den Gegensatz der Konfessionen in seiner Wirkung auf persönliche Lebensbeziehungen, auf Familie und Beruf.* Es ist gewiß ein Wagnis, diese Verhältnisse zur Grundlage einer Dichtung zu machen. Alle Kunst jedoch, die echt ist, wurzelt im menschlichen Erleben. Gewiß hat auch die Dichtung das Recht, die unsre Zeit bewegenden religiösen und kirchlichen Fragen zu behandeln, sofern sie nur Kunst bleibt, d. h. die das Leben erfüllenden Erscheinungen in einem Bilde objektiviert. Gewiß ist dann das Werk durch Zeitströmungen bestimmt und vielleicht auch begrenzt; aber dadurch allein hat es Lebensblut; eine sich von allen Lebensbeziehungen loslösende Kunst wird niemals lebensfähig sein. Das genannte Buch ist gewiß nicht ohne eine fühlbare Tendenz; aber das Streben nach der Objektivität des Kunstwerks ist ihm nachzuzurühren. Die Gegensätze kommen in ihrem Wesen beide zu voller Geltung. Freilich spricht das Buch deutlich aus, daß es zwischen ihnen keinen Ausgleich gibt. Wertvoll ist, daß hierbei nicht die Lehre und kirchliche Praxis, sondern die katholische Frömmigkeit als die das Leben bestimmende Macht geschildert wird. Auf ihr Verständnis kommt es in der Tat an, wenn man dem Katholizismus gerecht werden will, was nicht immer leicht ist.

In den letzten Jahren hat die theologische Wissenschaft mehrfach versucht, das Wesen der historischen Formen des Christentums nicht von ihren Dogmen und Symbolen aus, sondern von der sich im gesamten Leben darstellenden Frömmigkeit aus zu

*) Rudolf Hammon, Requiescat. Leipzig 1908, Verlag Haupt & Hammon.

würdigen. Das will auch diese Dichtung. Der Weg ist richtig; aber die Aufgabe ist zu schwierig, als daß sie in jedem Zuge künstlerisch bewältigt sein könnte. Vielleicht gewinnen wir immer mehr die Anschauung, daß ein Ausgleich der bestehenden Gegensätze nicht dadurch möglich ist, daß wir uns auf den Boden abstrakter Allgemeinheiten zurückziehen, daß vielmehr jeder, der überhaupt Religion hat, sie in einer geschichtlichen Form — mag sie auch eine Schranke sein — leben muß und dieses Recht auch dem andern zugestehen. Es ist ein Zeichen für das ehrliche künstlerische Wollen des Verfassers, daß aus dem Buche kaum zu ersehen ist, in welchem Lager er steht. Das gibt ihm das Recht, ein so schwer zu behandelndes Thema zu wählen, das er aber in seinem innersten Lebensgehalt erfaßt hat.

R. Stübe

Naturdokumente. Freunde der Tierwelt seien auf eine Serie von zierlichen Büchlein aufmerksam gemacht, die bei Gowans & Gray, Ltd. in London und Glasgow erscheinen und deren Vertrieb für Deutschland die Verlagsbuchhandlung W. Reichert in Leipzig übernommen hat. Wir meinen die Serie Gowans's Nature Books, von der uns die Nummern 1 (Wild birds at home), 6 (Freshwater fishes), 10 (Life in the Antarctic), 11 (Reptile life) und 17 (British mammals) vorliegen. Jedes dieser Bändchen enthält 64 musterhaft in Autotypie reproduzierter photographischer Aufnahmen von Tieren in ihrer natürlichen Umgebung und gleichsam in ihrer Häuslichkeit, Aufnahmen, die ein glänzendes Zeugnis dafür ablegen, daß sich die Engländer auf das Weidwerk mit der Kamera nicht minder gut verstehen wie unser Schillings, und die, da sie meist unter günstigeren Verhältnissen zustande gekommen sind als die bekannten Photographien unseres deutschen Forschers, zum großen Teile bei aller Naturwahrheit auch noch eine gewisse künstlerische Abrundung zeigen und insolgedessen bildmäßiger wirken. Da ist zum Beispiel gleich die erste Aufnahme in Wild birds at home, ein Nest der Singdrossel im Brombeergestrüpp, ein echtes, bis in alle Einzelheiten mit minutiöser Schärfe durchgeführtes Stillleben, während sieben junge Fittislaubsänger, auf einer Kante sitzend und der Fütterung harrend, wie ein lebender Feston wirken. Besonders reich sind die Klippen der englischen und der nordischen Küsten mit ihrem Vogelleben vertreten. Da sehen wir ganze Kolonien von Tölpeln, Möwen und Lappen bei der Nahrungsaufnahme, beim Brutgeschäft oder in der Ausübung ihrer Schwimmkünste.

Bei den Freshwater fishes ist der Schwerpunkt natürlich weniger auf die Umgebung und die charakteristischen Bewegungen als auf die individuellen Eigentümlichkeiten der einzelnen Fische gelegt, und man muß gestehen, daß die Photographen die rein technischen Schwierigkeiten, die jede Aufnahme von Objekten im Wasser bietet, mit großem Geschick überwunden haben. Bilder des Hechtes, des Sonnenfisches, der verschiedenen Karpfenarten, des Regenwelses und des Schlammbeißers sind zum Beispiel wahre Meisterwerke.

Das Bändchen Life in the Antarctic bietet einen Teil der photographischen Ausbeute der in den Jahren 1902 bis 1904 unternommenen Südpolarexpedition der „Scotia“. Hier sind es neben den Robben besonders die Scharben und Pinguine, die durch die zum Teil drastisch-komischen Stellungen der einzelnen Individuen und die Kopfzahl ihrer Kolonien die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenken.

Was wir von den Süßwasserfischen gesagt haben, trifft auch bei dem Bändchen Reptile life zu. Auch hier sind die verschieden Panzerechsen, Schildkröten, Eidechsen und Schlangen, die natürlich meist in ihren Ruhestellungen aufgenommen sind, von einer Schärfe und Genauigkeit des Details, daß man die Struktur der Haut, die Anordnung der Panzerschuppen oder der Schildplatten auf das genaueste

studieren kann und bei den Eidechsen und Schlangen beinahe die Farbe zu erkennen vermeint.

Für uns Deutsche ist das Bändchen *British mammals* besonders interessant und lehrreich, weil es uns nicht nur die kleinern und kleinsten Säugetiere, wie die verschiedenen Mäuse und Spitzmäuse, deren intimeres Leben sich dem Auge meist entzieht, sehr ausführlich vorführt, sondern weil es uns auch zeigt, was die Engländer an jagdbarem Wild besitzen und — nicht besitzen. So fehlt ihnen das Schwarzwild vollständig, und daß in dem Büchlein keine einzige Aufnahme von Rehwild vorkommt, scheint zu beweisen, daß Heinrich Laube, der Weidmann unter den Dichtern des „Jungen Deutschlands“, trotz aller gegenteiligen Behauptungen der Naturgeschichten recht hat, wenn er in seinem „Jagdbrevier“ sagt:

Vom grünen Reiche Engelland
Hat alles Reh sich abgewandt,
Und bringt mans hin, so wills nicht gedeihn
Und geht am Ende völlig ein —

Die beiden Aufnahmen von Rotwild sind nicht in freier Wildbahn, sondern im Gatter gemacht; der stärkste Hirsch darunter ist ein Rehender, der sich mit unsern Romintenern freilich nicht messen kann. Das Damwild, das in England durchaus Parkwild ist, ist merkwürdigerweise aus weiter Ferne aufgenommen, offenbar zu einer ungünstigen Zeit, denn es ist kein geweihter Hirsch darunter zu erkennen. Desto glücklicher sind ein paar Damkälber, einige Junghasen und Jungfüchse vor dem Bau wiedergegeben, während vier allerdings in einem engen Zwinger gemachte Aufnahme von Dachsen diese Tiere in recht charakteristischen Stellungen veranschaulichen. Allerliebste sind die Igelporträts, darunter das einer sechsköpfigen Familie, das Geschlecht der Marder dagegen ist mit zwei Aufnahmen eines toten Kaninchen annehmenden Wiesel und der eines Fischotter etwas dürftig vertreten. Vielleicht läßt sich eine neue Auflage des Büchleins um die Bilder des Edelmarders und des Iltis bereichern, die beide in Großbritannien überall heimisch sind, während der Steinmarder unsern Wissens nur in Schottland vorkommt.

Jedes der schmucken Bändchen enthält einen kurzen beschreibenden Text, der das Wissenswerte über die Lebensart der einzelnen abgebildeten Tiere mitteilt.

J. R. H.

Natürlich ist es Ihre Privatsache

was Sie rauchen, aber wenn Sie mehr auf Qualität als auf Ausstattung geben und keine Lust haben, Sorten zu kaufen, die teuer und deshalb gut erscheinen, in Wirklichkeit aber nur wegen des darauf ruhenden hohen Zolles viel kosten, so entschließen Sie sich für

„Salem Aleikum“

Salem Aleikum - Cigaretten: Keine Ausstattung, nur Qualität:

	Nr. 3	4	5	6	8	10
Preis:	3 1/2	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück.